



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sächsische Schlösser und Burgen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bildenden Künsten konkurrierend nebeneinander hergehen, sich gegenseitig ablösen, und von denen bald die eine, bald die andre die Führung übernimmt.

Die erwähnte doppelte Möglichkeit dichterischer Gestaltung beruht im letzten Grunde auf der künstlerischen Verwertung des poetischen Darstellungsmittels, der Sprache, die eine Zweifelt ihrer Funktionen aufweist: einerseits und an erster Stelle dient sie als der geschichtlich gewordene, wichtigste Träger der Gedankenübermittlung dem gegenseitigen Verständnis, andererseits befähigen sie ihre musikalisch-sinnlichen Elemente zum Formmaterial einer Kunst, der Poesie. So bietet sich dem schaffenden Dichter die entsprechende doppelte Möglichkeit dar, einmal auf diese, das andremal auf jene Seite seines Sprachmaterials den Schwerpunkt seiner künstlerischen Darstellung zu verlegen, so daß diese mehr oder minder vollendete Balance seine größere oder geringere Meisterschaft in der Sprachbehandlung ausmacht.

Auf der charakteristischen Art, wie im kleinen ein Dichter, z. B. ein Kleist und ein Hebbel, den Satz bildet, beruht im großen die Art, wie er eine Tragödie, in unserm Falle den Guiskard und den Moloch, konzipiert und zu gestalten versucht.

Wilhelm Maetzoldt



Sächsische Schlösser und Burgen

(Schluß)



Augustusburg, so wird uns berichtet, enthielt fünf große Säle, sieben Vorsäle, 74 Zimmer, 96 Kammern und drei Küchen. Es war mit Metallarbeiten, Möbeln, orientalischen Teppichen, venezianischem Glaswerk und sonstigen schönen und nützlichen Dingen reichlich ausgestattet, namentlich scheint es mit einer großen Anzahl seltener Jagdtrophäen geschmückt gewesen zu sein, von denen ein großer Teil später nach Moritzburg gekommen ist, unter ihnen der von dem König Christian dem Dritten von Dänemark seinem Schwiegersohn verehrte „Hasenkopf mit Gehörn“, ein Naturspiel, über das man sich bis auf den heutigen Tag noch nicht recht „einig“ geworden ist. Wie auf der Annaburg bewegt sich auch in Augustusburg der angebrachte künstlerische Schmuck im Geist und Geschmack der Renaissance. Lateinische Sentenzen und Illustrationen zum Dvid zieren die Wände; es giebt dort einen Venusaal, und eine der Fresken stellt Herkules mit der Keule (auf Seite 289 heißt es sogar mit Keulen) dar. Aber die Verwendung des Klassischen geschieht in durchaus freier, selbständiger, echt deutscher, gemüts- und phantasievoller Weise. Namentlich scheint das Fürstenpaar vom ridendo castigat mores viel gehalten zu haben, und wenn einem römischen Kardinal auch vielleicht die Späße etwas plump, und die von deutschen Künstlern erfundenen dekorativen Motive etwas böotisch vorgekommen sein dürften, so waren sie doch, wie alles, was vom Vater August und von der Mutter Anna ausging, heiter, lebensfroh und gesund.

Mezsch sagt uns nicht, warum das Gemach der Kurfürstin und ihrer Frauen, wo sie im Bilde ins Zimmer herabsah, „als wolle sie sich überzeugen, daß man sich auch sittsam betrage“, die „Turteltaubenstube“ hieß, und da es in demselben Gebäude (Pavillon), dem Lindenhause auch je eine Gemmen-

eine Affen- und eine Zeisigstube gab, so dürfte vielleicht der Name auf irgendwie im Zimmer angebrachte Wand- oder Deckenmalereien zurückzuführen sein. Aber ähnlich hätte es dem Kurfürsten doch gesehen, wenn er zum Scherz das Frauengemach „Turteltaubenstube“ getauft hätte. Den Fürstensaal zierten zwei- unddreißig Brustbildnisse sächsischer Fürsten von demselben jüngern Lukas Kranach, den wir bei Gelegenheit einer weniger erfreulichen Aufgabe bemitleidet haben. Man sieht, auch im Künstlerleben folgen sich die Tage und gleichen sich nicht.

Überaus originell und beinahe ein wenig barock scheint das Gebäude gewesen zu sein, das als das „Hasenhaus“ bekannt war, und dessen künstlerischen Wandschmuck der kurfürstliche Hofmaler Heinrich Göding besorgt hatte. Gegen neunzig Bilder stellten Vorgänge dar, bei denen nach Analogie dessen, was sich im Privat- und im öffentlichen Leben des Menschen zuträgt, Hasen als handelnde Personen, als Würdenträger, Helden und schließlich Opfer erscheinen. So werden folgende Darstellungen namhaft gemacht: Reichstag der Hasen, Vorbereitung zum Krieg, Auszug, Sturm und Beschießung der Jägerstadt, deren Einnahme, Triumphzug, Strafgericht über die Hunde, Kampf gegen die Raubvögel, Hasenhochzeit, Abhaltung einer kirchlichen Messe — dieses und das nächste Bild hätte man unsrer Idee nach füglich weglassen können, ohne dem Ganzen zu schaden —, Prozession, Turnier, Bankett, Maskerade, Tanz, Schützenfest, Jagdbelustigung, Hasenfamilie, Kinderstube, Schule, Universität, Pflege des Rechts, der Künste, der Wissenschaften, der Gewerbe, des Bergbaus, die sieben Schwaben — auch sie natürlich durch Hasen personifiziert —, Verklagung der Hasen bei der Göttin Diana durch Jäger und Hunde, Kämpfe der Jäger und Hunde gegen die Hasen, Besiegung und Bestrafung der Hasen durch Töten, Braten usw. Das Ganze ist offenbar mehr cynegetisch als cynisch, ein Weidmannscherz mit — viel Behagen. Sollte am Ende der Osterhase, von dem wir nie recht haben begreifen können, wie das Volk auf den Gedanken gekommen ist, den scheuen Flur- und Waldgast mit rotgefärbten Eiern in Verbindung zu bringen, auch eine Weidmannslegende sein? Und wäre es vielleicht möglich, da Sachsen damals als Nest für deutsche Scherze noch viel zentraler lag als heutzutage, daß Göding, bei seiner Virtuosität in der Darstellung Lampes des ehrlichen Mannes mit irgend einer achtlos hingeworfenen Skizze das Samenkorn ausgestreut hätte, dessen gewaltig aufgegangne Saat in den letzten Jahren zu Ostern alle Gebiete der billigen Kunstdarstellung überwuchert?

Im Küchenhaus — um auch diesen im Schlosse einer Musterwirtin wichtigen Bau zu erwähnen — lag unten im Keller außer dem Brunnen auch, von der alten Burg Schellenberg her, eine doch wahrscheinlich nicht ganz überflüssig gewordne Marterkammer, und es werden im Erdgeschoß die Kurfürsten- und eine Ritterküche, die Essigstube, das Pastetenstübchen und die Trabantenstube erwähnt. Wenn es in Augustusburg wie in Annaburg auch eine Käsemutter gab, so ist sie unserm Chronisten entgangen; vielleicht übergeht er sie auch nur mit Stillschweigen, weil ihm der Titel nicht denselben überwältigenden Eindruck gemacht hat wie uns.

Der guten lebensfrohen Mutter Anna, die noch im Jahre 1575 zum fünfzehnten mal in die Wochen gekommen war, begegnen wir zehn Jahre später zu Rössen wieder. Ein trauriges, wehmütiges Begegnen. Die brave Fürstin, die der Himmel doch eigentlich nicht zum Arzt und Apotheker bestimmt hatte, die sich aber einen wahren Samariter- und Ehrenberuf daraus machte, andre zu heilen und sie mit ihrem dem Benediktinerliqueur von Fécamp wahrscheinlich sehr ähnlichen Aquavit zu stärken, war nun selbst der gefürchtetsten Feindin, der Pest erlegen. Ihre Leiche, sagt Meißner, rastete bei der Überführung zur Fürstengruft in Freiberg eine Nacht auf dem Rössener Schlosse.

Der Gegenstand ist zu ernst, als daß man zum Lobe des Ausdrucks viel sagen möchte. Thatsächlich giebt der Volksmund damit, daß er sich dieses wahrhaft poetischen Bildes bedient, den Beweis für das Vorhandensein eines sehr feinen Gefühls. Wir hatten seinerzeit in Paris Veranlassung, auf der Nationalbibliothek die eingehenden und umständlichen Anordnungen zu studieren, die Ludwig XV. für die in Sens stattfindende Beisetzung der Dauphine, einer Ur-Enkelin unsrer Mutter Anna, getroffen hatte. Ein Leichenbegängnis ganz im Sinne der damaligen Verhältnisse am französischen Hofe, kalt, förmlich und prächtig. Da die Etikette dem König und den Prinzen von Geblüt jede Theilnahme an einer derartigen Feier verbot — der Tod war in Versailles ohnehin ein anrührender und rasch abgefertigter Gast, und zu rasten erlaubte man unter Ludwig XV. den Leichen erst in der Gruft —, so war die Comtesse de la Marche mit der Vertretung der königlichen Familie beauftragt worden, und die Reise ging unter einem gewaltigen Aufgebot von weltlichen und geistlichen Würdenträgern, Trauerkutschen, berittenen Garden, umflorten Insignien, schwarzen Federbüschen und Fackeln vor sich. Alles war bis aufs kleinste vorgeesehen wie eine echte Hofzeremonie: wo sich Madame de la Marche zu verneigen oder zu setzen oder niederzuknien hatte, und doch hat uns das Ganze nicht halb den wahrhaft vornehmen und dabei doch menschlich einfachen Eindruck gemacht wie dieses: sie rastete eine Nacht. Das Leichenbegängnis der Dauphine aber und das ihres bekanntlich schon vor ihr heimgegangnen Gemahls waren für alle, die Augen hatten, zu sehen, ein schlagender Beweis dafür gewesen, daß auch am französischen Hofe ein geheimnisvoller Einfluß, der zuerst von Spanien ausgegangen, dann um Gewinnung eines festen Mittelpunkts in Rom bemüht gewesen war, alle andern beherrschte. Der Dauphin, den eine lange Reise von Ahnen in St. Denis erwartete, hatte vorgezogen, in Sens bei den geliebten Vätern Jesu zu ruhen. Ihrem Einfluß begegnen wir denn nun auch auf deutschem Boden, sowie uns, nach dem Tode der Kurfürsten Christians des Zweiten (von 1591 bis 1611), die Regierungszeit Johann Georgs des Ersten (von 1611 bis 1656) in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges und der sich an ihm hinspinnenden diplomatischen Verhandlungen hineinführt.

Wir treten mit den ersten Jahren seiner Regierung in eine trübe Periode der sächsischen Geschichte, die sich bis zum Wiener Kongreß hinzieht, und während deren die Vorsehung dem sächsischen Lande bei vier entscheidenden Gelegenheiten, wo es ihm an Rock und Kragen ging, den Retter aus der Not, den großen Führer, den rechten Mann am rechten Flecke jedesmal unerbittlich versagt hat. Auf allen von Meßsch geschilderten Schlössern und Burgen lebten ohne Zweifel brave Männer, die als Minister, Geheimräte, Generale, Gesandte, Präsidenten und dergleichen ihre Pflicht thaten, sich prächtig kleideten, pirschten, hegten, turnierten, bankettierten, ein Haus machten, einen großen Troß hielten, dem gnädigen Herrn aufwarteten und die Hand küßten, ihn zu Gevatter baten, wenn sie taufen ließen, die auch ihr Leben, wenn es galt, ihm im Felde zu dienen, nicht weiter hoch anschlugen: aber in allen vier Fällen war der Mann, den man am Fuße des Thrones gebraucht hätte, nicht unter ihnen. Wenn man August den Starken ausnimmt, der zwar nicht gewissenhaft und glücklich, aber befähigt, ehrgeizig und entschlossen war, so läuft man, so oft man während dieser beiden für die gegenwärtige Gestaltung der Staaten so wichtigen Jahrhunderte die unglücklichen sächsischen Städte, Schlösser und Dörfer der Willkür eines siegreichen Feindes ausgesetzt sieht, händeringend nach dem benötigten energischen, großen Mann herum, und es heißt jedesmal: vacant. Es giebt sehr gelehrte und einsichtige Geschichtschreiber, die eine sonderbare Art haben, einen glauben machen zu wollen, der oder jener hätte dies oder das leisten sollen, und hätte es auch leisten können, wenn er nur gewollt hätte oder von ihnen beraten worden wäre. Wenn der Wunsch, groß zu sein,

etwas hülfte, so würde es auf den Beeten sehr wenig kleine und fast nur Riesenerdbeeren geben. Aber Genie und Größe kann sich der Mensch ebenso wenig geben, wie er sie durch moralische Verworfenheit auf einmal zerstören kann. Genie und Größe sind ein freies Geschenk des Himmels, und man muß schon sehr verrannt und einseitig sein, wenn man glaubt, die Menschen seien es, die die Weltgeschichte machten. Sie wird vom Chef der Firma selbst gemacht, und er ist es auch, der einem Lande, je nach seinem Willen, den rechten Mann am rechten Platze gewährt oder versagt. Seit dem Wiener Frieden, mit dem Sachsen aufgehört hat, eine maßgebende, politische Rolle zu spielen, hat es auch keinen großen Mann mehr gebraucht, und was es brauchte, zuverlässige, begabte, einsichtige Führer, die hat es, namentlich nach Königgrätz und 1870, glücklicherweise gehabt.

Als spiritus rector zieht sich durch die ganze zwischen dem Regierungsantritt Johann Georgs des Ersten und dem Wiener Frieden zwischen inneliegende, für Sachsen so verhängnisvolle und das Grab seiner Hoffnungen auf politische Größe gewordene Zeit ein Einfluß, dem wir oben in Sens begegnet waren, und der für diese beiden Jahrhunderte eine den letzten Grund des Geschehenen ermittelnde Geschichtschreibung wohl für immer unmöglich macht. Das tragische Schicksal Wallensteins hat in einem der Fälle, wo die heiligen Väter mitgewirkt haben, die vorhandne Lücke, die nie ausgefüllt werden wird oder ausgefüllt werden kann, recht drastisch gezeigt. Aus Briefwechseln und Aufzeichnungen kommt allerhand zu Tage, ein Geheimarchiv nach dem andern öffnet sich zum Jubel der Forschenden: nur über die Hauptsache, über die Instruktionen, die die jesuitischen Beichtväter in Wien, Innsbruck, Prag, München, Paris und später Versailles hatten, sowie über deren Berichte an den souveränen General erfahren wir nichts, können wir nichts erfahren, weil die verborgen gehaltenen Vorgänge das Licht nicht vertragen: schon wenn die Welt erführe, wie erbärmlich die Mittel waren, die einem klugen Manne genügten, Könige und Minister wie Marionetten zu leiten, würde ihr Hören und Sehen vergehn. Die Herren waren, wie gesagt, anfänglich nur in Prag, Innsbruck, München und Wien, dann wurden sie auch am französischen Hofe mächtig, und eines schönen Tages hatten wir sie auch in Sachsen. Geschichtschreiber, die ihrer Sache sehr gewiß zu sein glauben, sagen, man müsse sich hüten, die Jesuiten überall sehen zu wollen, auch da, wo sie nicht wären. Das ist sehr richtig, viel richtiger vielleicht als die vorsichtigen und vorurteilsfreien Raterteiler selbst glauben. Denn nichts kann den Jesuiten erwünschter sein, als wenn man sie da vermutet, wo sie nicht sind: das erlaubt ihnen, da zu sein, wo man sie nicht sucht. Staatsmännern und Gelehrten ist es ja nicht zu verdenken, wenn sie nicht auszuspiiren suchen, was alles auf dem Wege zwischen der Hintertreppe und dem Beichtstuhle für die Zwecke einer behutamen, auf lange hinaus arbeitenden Politik geschehn kann: sie würden staunen, wenn sie sähen, wie vielfältig die gezogenen Fäden sind, und wie auch längst pensionierte Lakaien einer schon seit Jahren in der Erbgruft schlafenden fürstlichen Dame oder ihres Gemahls noch ihr Marionettenfädchen hinten am Schopfe haben, damit sie, wenn die Verhältnisse es mit sich bringen, als Mittelglieder einer Intrigue verwandt werden können. Gewissenhafter, pünktlicher, gläubiger, nicht mit eignen Augen sehender und nicht mit dem eignen Kopfe denkender Personen bedient sich ja bekanntlich die Gesellschaft Jesu als willenloser Werkzeuge viel öfter und viel lieber, als daß sie selbst die Bühne betritt: viele von ihnen sterben, ohne je gewußt zu haben, daß sie das Fädchen am Schopfe hatten.

So teilt uns Meßsch aus sehr begreiflichem Grunde — weil davon nichts in den Archiven steht — auch nicht mit, wann die Herren auf dem oder jenem Schlosse sich eingethan haben, und was von diesem oder jenem für die deutsche

Sache allemal verhängnisvollen Ereignisse auf ihr Konto kommt. In Staaten, wo sie nicht sind, kann man innere Geschichte in dem Sinne schreiben, daß man der Wahrheit sehr nahe kommt: in denen, wo sie sind, nicht. Und Weltgeschichte ohne Pfahlbauten, unter denen der Sumpf unberührt bleibt, wird man, davon sind wir aufs tiefste durchdrungen, erst schreiben können von dem gesegneten Tage ab, wo man dem letzten „General“ das Geleite zu dem auch für ihn unausbleiblichen *In Pace Domini* gegeben haben wird.

Nun, was die Schlösser und Burgen Sachsens anlangt, so hatten sie, weil sich kein zweiter Moritz fand, die Ehre, der Reihe nach von allen denen verwüstet zu werden, die halbwegs einen Anspruch auf kriegerischen Ruhm machen konnten, Wallenstein, Tilly, Gustav Adolf, Banér, Torstensson, Karl der Zwölfte, Friedrich der Große, Napoleon der Erste und andre mehr; nur einige französische Prinzen, Herzöge und Marschälle aus der Bourbonnenzeit fehlen: sie waren nicht zur Hand, weil sie in der Pfalz und sonstwo morden und fengen mußten.

Die Schlösser, die nicht durch Truppen des einen oder des andern Kriegshelden geplündert oder in Brand gesteckt wurden, sind Ausnahmen. Was der eine übrig gelassen hatte, nahm meist sein Nachfolger, und niemand wird Mejschens Buch aus der Hand legen können ohne ein Gefühl des Staunens darüber, daß nach so gründlichem, jahrelang fortgesetztem „Devastieren“ heutigentags in Sachsen überhaupt noch etwas da ist. Der Wunsch, seinen Platz an der Sonne zu behaupten, ist aber eben auch bei den Bewohnern dieses Landes nicht tot zu machen, denn immer wieder erzählt Mejsch von den einzelnen Familien oder von einem der vier Johann George, denen in der Geschichte, unter dem Vorwande, daß sie als Unterthanen in der Getränkesteuer etwas hoch gestanden haben würden, vielfach Unrecht geschieht: Sie bauten das Schloß wieder auf, oder sie verkauften es an den und den, der es wieder aufbaute.

Der für die Zeit von 1697 bis zum Wiener Frieden wahrnehmbaren, höchst sonderbaren Eigentümlichkeit, daß Leute aus aller Herren Ländern, Polen, Franzosen, Italiener, Irländer in das verwüstete, ausgefogne und verhungerte Land kamen, um da „Fortune“ zu machen und sie zum Teil auch machten, entspricht während der Zeit der Christiane und Johann George umgekehrt ein Aufsuchen ausländischen Dienstes durch sächsische Edelleute. Als Beispiel möchten wir das curriculum vitae des für die Schlösser Mejschtau und Mylau im Vogtlande in Betracht kommenden Carol Boße I. geben, der, wie wir auf Seite 262 erfahren, reich genug war, sich eine Leibgarde zu halten, und dessen, wie der Chronist sich ausdrückt, wahrhaft fürstliches Leichenbegängnis 1657 in Zwickau stattfand. Er war 1596 zu Bosenhof (Langenhessen) geboren. Im zwölften Lebensjahre wurde er Page bei dem Bischof von Bamberg und nach dessen Tode bei Herrn von Kreilsheim auf Thon. Im Jahre 1614 ging er mit seinem Bruder „Julius Caesar“ nach Meß und trug dort in dem Leibregiment Ludwigs des Dreizehnten die Pike. Hierauf diente er 1616 zu Paris als Gefreiter im Leibregiment des Königs und geriet bei Gelegenheit der Pikardiehändel bei Sédour in Gefangenschaft, aus der er nach sechs Monaten durch Ludwigs Vermittlung befreit wurde. Beim Ausbruch des Kriegs 1618 nahm er in Frankreich seinen Abschied, bekam bei der Belagerung von Pilsen ein Fähnlein von dem Grafen Ernst von Mansfeld und avancierte zum Kapitanleutnant. Als Kurfürst Johann Georg I. 1620 alle Landesritter einberief, stellte er sich auch und erhielt Kapitänrang. Mit Vorwissen des Kurfürsten trat er im nächsten Jahre in den Dienst Kaiser Ferdinands des Zweiten und wurde bei dem Druckschen Regimente als Obristwachtmeister angestellt. Im Jahre 1631 wandte er sich jedoch wieder seinem Kurfürsten zu, weil dessen Land von dem kaiserlichen Heere unter Tilly bedroht wurde, und diente als

Obristleutnant unter dem Befehl des Obersten Eustachius Löser. Dem Löser'schen Regiment wurden in Anerkennung der Bös'schen Verdienste zwölfhundert Mann zu Pferd beigegeben, und Böse wurde bei Barby vor Magdeburg zum „Obersten zu Roß und zu Fuß“ ernannt. Er war viermal verheiratet und hatte fünfzehn Kinder; 1657 traf ihn der Schlag, nachdem er tags zuvor dem Leichenbegängnisse eines Sohnes aus erster Ehe beigewohnt hatte.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Augusts des Ersten, der meist kurzweg als August der Starke bezeichnet wird, wechselt für Sachsen mit einem mal der Zuschnitt des Ganzen, man möchte beinahe sagen die Dekoration. Noch unter Johann Georg dem Vierten, von dem man sich im Volk erzählte, daß ihm seine Geliebte, Sibylle von Meidschütz, ein Philtron, einen Liebestrank zu trinken gegeben habe, und der am 27. April 1694 an den Pocken, die er sich an deren Krankenbett geholt hatte, starb, war alles nach althergebrachtem patriarchalischem, wenngleich statlichem Brauch vor sich gegangen; er und seine Vorgänger gleichen Namens waren in erster Reihe tüchtige Soldaten und unermüdlische Jäger gewesen. Wenn es auch bei Hofe ab und zu mit Festen und Gelagen hoch hergegangen war, so war man doch grunddeutsch geblieben, und die Berichte auswärtiger Gesandten an ihre Höfe geben so ziemlich übereinstimmend den Eindruck, daß die fremden Herren den zur Schau gestellten Reichtum und das Wohlleben, dessen man sich, leider ungeachtet der im Lande herrschenden Not, erfreute, zwar anerkannten, aber ein klein wenig das Gefühl hatten, am sächsischen Hofe unter Halbbarbaren zu sein. Der Ausdruck ist vielleicht ein wenig drastisch, aber er giebt ungefähr wieder, was in den verschiedenen Berichten zwischen den Zeilen zu lesen, ja sogar mit halben oder ganzen Worten gesagt ist.

Unter August dem Starken wurde das mit einemmal anders. Er hatte auf seinen Reisen, der bei jedem prinziplichen Lebenslaufe erwähnten Kavalierstour, die Verfeinerung Roms und der italienischen Höfe, in Versailles die den schon alternden Ludwig den Bierzehnten umgebende, durch Geschmack und Etikette geläuterte und gehobne Pracht kennen gelernt, der man im westlichen Deutschland auch an kleinern geistlichen und weltlichen Residenzen schon früher nachgeeifert hatte. Seine Wahl zum König von Polen und sein damit im Zusammenhang stehender Übertritt zur römisch-katholischen Kirche machten den patriarchalischen Beziehungen seiner Vorgänger zum sächsischen Adel und zum sächsischen Bürgerstand ein Ende, und obwohl es noch immer Sachsen blieb, mit dessen Mitteln man die kostspielige Hofhaltung, den Sold und die Verpflegung der Truppen, die Reisen nach Warschau, die Ausgaben der auswärtigen Politik und zum großen Teil sogar die der polnischen Administration bestritt, so trat doch das protestantische, einfachere Sachsen auf die zweite Stelle zurück, und fremde Sitte, fremder Adel, fremder Einfluß, fremder Kultus gewannen die Oberhand.

Wir haben den Eindruck gehabt, daß Meßsch dieser Zeit weder daselbe Interesse, noch daselbe Herzensverständnis entgegenbringt, das er für frühere Zeiten an den Tag legt, und wir tadeln ihn deswegen nicht. Das mit Sachsen gemachte Experiment war beinahe wie die Aufführung eines überaus glänzenden und entsprechend kostspieligen Spektakelstücks (im Sinne der französischen *pièce à grand spectacle*); es ist deshalb niemand zu verdenken, wenn er sich nicht dafür erwärmen kann, und wenn die unmittelbar auf den Flug zur Sonne folgenden kalten Duschen, die mehr noch auf das Land als auf die kühnen Lustschwimmer niedergingen, unsern Chronisten für die unerhörte Pracht der Vorstellung so ziemlich unempfindlich machen. Er sagt es nicht, dazu ist er zu rückwärtsvoll, aber man fühlt es.

Wie viel Nachahmung von Versailles in der ganzen Sache war, beweist unter hundert andern Dingen auch das beim Dresdner Georgenschloß erwähnte

Konferenzzimmer, wo genau wie im kleinen Trianon ein durch den Fußboden auf und ab steigender Tisch war, dessen Mechanismus das Ab- und Zugehn der Tafelbeder und Lakaien entbehrlich machte. In Dresden waren es, wie uns Meßsch beschreibt, sogar zwei Tische, die im Wechsel gedeckt und ungedeckt auf- und abstiegen. Auf einer kleinen am Tisch angebrachten Tafel konnte man bemerken, welche Speisen, Weine und Konfitüren man wünschte, und „Silberglöckchen“ waren es, die das Zeichen zum Abheben gaben. Das „Tischchen deck dich“ des Märchens ins Praktische übersezt und verwirklicht! Nur den einen sehr bezeichnenden Unterschied finden wir zwischen den Erläuterungen, die uns das französische Schloßpersonal über den Tisch im Trianon gab, und dem, was Meßsch über das Konferenzzimmer sagt: daß der gnädigste Herr im kleinen Trianon mit seinen Damen, der im Georgenschloß mit seinen — Ministern speiste, und daß, wenn auch in beiden Fällen das, was man sich mitzuteilen hatte, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt schien, die behandelten Themata jedenfalls sehr verschieden waren.

Wegen Hubertusburg, eines großartigen Jagdschlosses, das in den Jahren 1721 bis 28 unter bedeutendem, bisweilen sehr mit Ach und Krach beschafftem Aufwand für den damaligen Kurprinzen und spätern August den Zweiten gebaut wurde, verweisen wir den Leser auf den Bericht von Meßsch, der an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Keine dreiunddreißig Jahre später übergab Friedrich der Große das Schloß — wie uns mitgeteilt wird, aus Rache für das von den Sachsen geplünderte Charlottenburg — einer regelrechten, mit Hilfe von Leipziger Juden und achtzig Packwagen ausgeführten Plünderung: die Fenster wurden ausgehoben, die Schlösser von den Thüren geschraubt, die Eisengitter der Treppen herausgebrochen, die Parketts mitgenommen und die Bäume der Baumschule niedergeschlagen. Ob die Sachsen in Charlottenburg auch so gründlich und systematisch zu Werke gegangen waren, erfahren wir nicht. In Hubertusburg waren nur die Mauern stehn geblieben. Der siegreiche Gegner hatte die Pracht der Einrichtung recht wie die Dekorationen eines Zugstücks, dessen Wiederaufführung man verhindern will, vertrödeln lassen, und die sächsische Regierung hatte vergeblich 300 000 Thaler geboten, um die innere Einrichtung des Schlosses vor der Zerstörung und Verzettlung zu retten.

Sonst stellen sich uns, wenn wir uns von den Prunkfesten der beiden Auguste einen Begriff machen wollen, als Ort der Handlung Moritzburg und Pillnitz dar, von denen dieses, vielleicht weil es wirklich kein Schloß, sondern ein pittoreskes und obendrein unter Nachahmung chinesischer Bauformen angelegtes „Sommerlager“ ist, in Meßschens Buch unerwähnt bleibt. Auch das Zeithainer Lager, der Pöppelmannsche Zwinghof und das Dresdner Palais des zu ausschließlich kunst sinnigen Grafen Brühl mit seiner Terrasse kämen noch mit in Betracht. Für eine glänzende und doch auf das rein Theatralische nicht hineinfallende Schilderung der zum Teil politisch wichtigen Vorgänge dieser beiden Regierungen ist eine ganz besondere geschichtliche Stimmung nötig, die wenige haben dürften, die wir aber z. B. dem Schilderer der „Kursächsischen Streifzüge“ zutrauen würden. Denn es gilt dabei, das wirklich Schöne zu sehen, das nur Kostbare und Prachtvolle im Vorübergehn anzudeuten und den gewissen wehmütigen Hauch und Schimmer zu fühlen und wiederzugeben, den für wahres Verständnis und Gefühl entschwindne Größe über Dinge auch dann breitet, wenn der Niedergang, den man um der versunknen Herrlichkeit willen beklagt, nicht bloß das Werk des Fatums, sondern auch des Leichtsinns und der Schuld ist.

Obwohl Moritzburg ein schwerfälliger Bau mit glatten Wänden, vier dicken runden Türmen und einer in die Mitte des rechten Seitenflügels eingebauten großen Kapelle ist und gegenwärtig in schrecklich nüchterner Weise an einer offenen Stelle neben dem Ende der auf das Schloß zuführenden Allee liegt, machen es doch Größe und Verhältnisse der Innenräume und die

Nachbarschaft eines zum Teil überaus malerischen und an ganz aparten Partien reichen Wildgartens zu einem sehenswerten Jagdschlosse.

Es hat als unmittelbaren Vorplatz in etwas über die Umgebung erhöhter Lage eine gewaltige, mit Fliesen belegte Terrasse, auf deren Balustrade barocke Vasen, Kindergruppen und blasende Jäger stehen, die einem nicht einmal durch die lastenartige Beschaffenheit des die Auffahrtsrampe flankierenden Wärterhäuschens ganz verleidet werden können; und obwohl man sieht, daß in der nächsten Umgebung des Schlosses das Hofbauamt zu Gunsten des Scharwerkmaurers abgedankt und damit nicht zur Hebung des überkommenen historischen Monuments beigetragen hat, so wird einem doch klar, daß mit verhältnismäßig geringem Aufwande, wenn es der Wunsch des Schloßherrn wäre, ein sehr vornehmes und charakteristisches Bild hergestellt werden könnte.

Mehsch bezeichnet den durch drei Etagen — und was für Etagen — reichenden Speisesaal als einfach und nüchtern dekoriert, und es scheint fast, als ob ihn oder seinen Gewährsmann der Umstand, daß Wände und Decke einfach weiß gestrichen sind, zu dieser Bemerkung veranlaßt hätte. Im ganzen Schlosse hat uns kaum etwas einen vornehmern und großartigen Eindruck gemacht als dieser weiß getünchte Speisesaal, und wir möchten glauben, daß dem Zweck und den Größenverhältnissen nach mit dem einfachen Weiß das einzig Richtige gewählt worden ist. Den zum Teil überraschend schönen und seltenen Geweißen, die den einzigen, dafür aber auch um so einzigern Schmuck des Saales ausmachen, könnte keine Farbe mehr zu statten kommen als Weiß. Zu erwägen ist ferner, daß es sich um einen, man kann ohne Übertreibung sagen, riesengroßen Eßsaal eines Jagdschlusses handelt, den man nicht wie das Treppenhaus einer fürstlichen Residenz, etwa zum Beispiel wie das des Würzburger Schlosses behandeln darf. Dem Jäger, auch wenn er tafelt, thun das helle Weiß und der ihn umgebende weite luftige Raum wohl, und alles, was diesen Eindruck vermindern könnte, wie Farbe, Malerei, plastisches Ornament wäre in diesem einen Falle von Übel. Eine Tafel für fünfzig Personen steht in diesem Riesenraume so klein und verschämt da, daß man darin, mit den weißen, nirgends drückenden oder einengenden Wänden wirklich recht den Eindruck hat, der nächste und keineswegs große Schritt, den man thun könnte, wäre ganz im Freien zu essen.

Ein Teil der Zimmer ist mit Ledertapeten versehen, die wir den bei Christie in London und im Hôtel-des-Ventes in Paris mit Gold aufgewognen noch vorziehen würden, weil die Farbe des dazu verwandten reinen Goldes von wunderbarer Schönheit ist; andre Zimmer hatten vor Jahren — wir vermuten, es wird noch so sein — einen so gefährlichen Schmuck, daß wir die gesunde Rückkehr von Verwandten und Freunden, die wir in dem Zimmer untergebracht wußten, immer mit besondrer Freude begrüßten. Die Tapeten und die Bettbehänge dieser Zimmer bestanden nämlich aus sehr kostbaren indischen Arbeiten, zu denen die schönsten, buntesten Vogelfedern verwandt worden waren, Behänge, die wir nirgends anders in gleicher Massenverwendung und Schönheit angetroffen haben. Aber genau wie ausgestopfte Vögel, ein der Entwicklung von Maden und Motten in gefährlichster Weise günstiges Material! Arsenik ist das einzige, was hier konservierend wirken kann, und der Geruch war denn auch in diesen Zimmern trotz allen Lüftens so penetrant, daß wir die darin Schlafenden immer in Lebensgefahr glaubten. Es konnte aber in der That mit der Lebensgefahr nicht weit her sein, denn wir haben nie von dem Auftreten auch nur der leisesten Vergiftungssymptome gehört.

Freilich ist nicht bloß der Speisesaal, sondern auch der für die Leibgarde und die Trabanten bestimmte Wachsaal und das ganze Schloß überhaupt von solchen Dimensionen, daß der noch immer sehr stattliche Haushalt des sächsischen Hofes das weite Gebäude auch bei Galagelegenheiten nicht zu füllen und zu beleben vermag. Die frühere Größe der Verhältnisse und der Hofhaltung, sie

mögen auf noch so theatralischem Rothurn einhergeschritten sein, ragt stumm und gewaltig über dem sich heutzutage in moderner Hast und vergleichsweise in Dürftigkeit abzappelnden Haufen, und nur wenn die silberhellen Klänge der Hoftrompeten zum Mahle rufen, ist es einem, als erwache der erlauchte König und Kurfürst ein wenig und rücke sich das bunte Pantherfell über der vergoldeten Rüstung zurecht. Nur wenn an Jagdabenden die Fanfaren schmettern und die unruhige Glut der Fackeln über die „Strecke“ tanzt, ist es, als zöge ein wenig Leben durch den toten Bau.

Der zwischen See und Wald wechselnde Wildgarten hat herrliche Baumpartien: auch dem, der den französischen Baumschnitt nicht mag, beweisen haushohe, aus zurechtgeschnittenen Buchen gebildete Initialen — wir haben vergessen, welche es sind, aber ein A war dabei —, daß die Leute damals wirklich wußten, was wirkte. Und nun die von den wenigsten gewürdigte Perle des Ganzen, ein, wenn wir recht berichtet sind, für den Kurprinzen Friedrich August (den spätern König Friedrich August den Gerechten) und nach seinen Angaben gebautes Schloßchen im Wildgarten, das sogenannte Fasanenschloßchen, das nach Lage, Bauart, äußerem Zubehör von Ornamenten, Zugängen und Perspektiven, namentlich aber durch seine innere Ausstattung und Raumeinteilung ein Unikum von feinem, vornehmerm Geschmack ist. Wenn der Freund und Günstling des Kurprinzen, der spätere Graf Marcolini, der — wir glauben es gern — unwissentlich mit seinen politischen Anschauungen und Ratschlägen soviel Unheil über Sachsen gebracht hat, bei der Herstellung des Fasanenschloßchens planend und helfend beteiligt gewesen ist, so muß man ihm dafür im Punkte des Geschmacks einen Teil dessen gutschreiben, womit sein Debetkonto im Punkte der politischen Einsicht in so vielstelligen Zahlen belastet ist.

Mezschens dem nun von uns gegangnen König Albert von Sachsen gewidmetes Buch ist dementsprechend schön, geschmackvoll und zweckmäßig ausgestattet. Ein paar unrichtige Jahreszahlen haben wir im Vorbeigehn erwähnt; andres derart wird der Verfasser inzwischen selbst bemerkt haben. Dem eigentlichen Wert eines Buchs thut ja dergleichen kaum Eintrag, und es mag bei einem Werke, das soviel Detail enthält, doppelt schwer sein, der Unvollkommenheit jeder menschlichen Leistung vorzubeugen, aber wenn, wie im vorliegenden Falle, der Verfasser in alten und neuen Sprachen wohl bewandert ist, so sieht man bei Druckfehlern wie *ritirés*, *donjou*, *Juliano virginis*, *drama postorale*, *impatience* sofort, daß die Frau Mama der Aja (dem Korrektor) das Anlegen der letzten Hand an die Toilette des ausgehenden Kindes überlassen hat. Auch sind Druckfehler nicht immer ganz harmlos, wie z. B. auf Seite 187 die Erwähnung eines Fräuleins Elisabeth von Miltiz als dritter Gemahlin Heinrichs des Erlauchten, wo es bekanntlich statt Miltiz Maltiz heißen muß, einen den Verhältnissen ferner stehenden leicht irre führen könnte.

Die den Text begleitenden Abbildungen sind sehr förderlich und erfreulich. Wir ziehn darunter zwar die nach Naturaufnahmen hergestellten vor und nennen als uns besonders zusagend Rochlitz, Wolfenbürg, Kriebstein, Wermisdorf, Colditz, Miltenstein, Strehla, Hof, Ruckuckstein, Stolpen, Siebeneichen, Albrechtsburg, Rössen, Bieberstein, Ober-Reinsberg, Hartenstein, Altshöfnels, Pichtenstein und Schwarzenfels; wir können uns aber denken, daß Freunde von Kunstblättern und archaischen Darstellungen auch an den Reproduktionen von Federzeichnungen, Aquarellen und dergleichen ein Vergnügen finden werden, für das gerade in diesem Punkte unser persönliches künstlerisches Empfinden leider zu modern ist. Grimma ist in jeder Beziehung, was Text und Abbildung anlangt, stiefmütterlich behandelt; wenn der Anblick der Dresdner Residenz (1632) aus Wecks Beschreibung von Dresden den Kunstenthusiasmus nicht wachruft, so ist dafür die mitgeteilte Abbildung von allen die anschaulichste, weil man in der modellartigen Darstellung Teile des heutigen Schlosses in den kleinsten Einzelheiten wiedererkennt. Nur über die übrigen sehr gelungne

Abbildung des dem Prinzen Ernst von Schönburg-Waldenburg gehörenden neuen Schlosses Gauernitz (an der Elbe) haben wir insofern nicht mit uns ins reine kommen können, als wir sie für die Reproduktion eines Bildes halten möchten, während doch die Werte der Töne so richtig und alle Anordnungen, Licht, Schatten und Perspektive so schlicht und einheitlich sind, wie sie dem Künstler überaus selten gelingen und von ihm meist auch als nicht „effektiv“ genug verschmährt werden.

Wenn Meißner den am Schlusse des Buchs ausgesprochenen Vorsatz ausführt, in einem zweiten Bande weitere erwähnenswerte Denkmäler der sächsischen Vorzeit zu beschreiben, so zweifeln wir nicht, daß auch dieser fernere Beitrag zur Chronik der sächsischen Schlösser und Burgen dem Leserkreis, der sich für dergleichen interessiert, überaus willkommen sein wird. Ein Inhaltsverzeichnis, aus dem man ersieht, auf welcher Seite jeder einzelne Ort behandelt ist, steht zwar an der Spitze des jetzt erschienenen Bandes, aber wir möchten doch anheimstellen, ob es sich nicht empfehle, dem nächsten Bande außerdem noch ein das Nachschlagen erleichterndes Namen- und Sachregister beizugeben.



Aus dem Lande der Cypressen

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



In Neapel wohne ich in einer Pension, die vier Treppen hoch, hart am Wasser liegt. Diese vier Treppen sind von schneeweißem Marmor und so breit, daß sie eines Palastes würdig sind. Aber die Räume oben sind klein und dunkel. Mein Zimmer hat nur ein Fenster, dessen eine Hälfte von einem Ofen eingenommen ist. Ein Ofen in einem neapolitanischen Zimmer ist eine Seltenheit, und meine Vorgänger haben sich vielleicht darüber gefreut. Ich brauche nicht zu heizen, und das weit aus dem Fenster ragende Rohr übermittelt mir alle Geräusche des Hinterhofes. Hier wird ewig Mandoline gespielt, gelacht, gezanzt, getanzt. Der Gemüsehändler erscheint unten auf der Straße, und aus allen Fenstern werden kleine Körbchen heruntergelassen, in die er seine Ware legt. Er will aber immer zuvor das Geld haben, ehe er seine Fenchelwurzeln, Erbsen, Bohnen abgibt; verlangen die Frauen am Fenster zuerst die Ware, so giebt es lautes Geschrei, Verwünschungen und Beteuerungen. Die Neapolitaner haben alle sehr laute Stimmen; die Frauen besonders thun sich keinen Zwang an. Wenn der Hirte mit seinen Ziegen kommt, die gemächlich vier bis fünf Treppen hoch steigen können, um vor den Augen der Käuferin gemolken zu werden, beginnt wieder ein großer Lärm. Der Hirte wird beschuldigt, eine gefüllte Wasserflasche im Armel zu haben und sie beim Melken reichlich zu verwenden. Er ruft eine Anzahl von Heiligen zu Zeugen an, daß er den Gebrauch von Wasser überhaupt nicht kenne, und seine Gegnerin, eine Frau am Fenster des fünften Stockwerks, bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. Die ruhigsten bei dieser Unterhaltung sind die Ziegen, die sich durch kein Geschrei aus ihrem Gleichmut bringen lassen, hier an irgend einem Abfall knabbern, dort auf eigne Hand in einem andern Hause verschwinden. Dazwischen klingt dann wieder die Mandoline, und zwei kleine Mädchen üben sich in der Tarantella.

Ich sitze aber nicht immer an meinem kleinen Fenster; gelegentlich laufe ich durch einen schmalen, dunkeln Gang und stehe dann auf dem Balkon des Hauses. Vor mir liegt das Meer in himmlischer Bläue; über dem Vesuv steht eine feine weiße Rauchwolke, und die Felsen von Capri beginnen sich rosa zu färben. Unter